

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 32

Artikel: Die Lücke

Autor: Hess, Gottfried

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643608>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Widerstand gegen diese Entwicklung ist undankbar, weil aussichtslos. So scheint es beim ersten Ueberprüfen. Aber sicher hat die Thurgauerin recht, wenn sie den Schweizerfrauen folgendes zu bedenken gibt: „Aber das eine dürfen wir uns nicht verwässern oder gar verdrängen lassen:



Thurgauer Werktagstracht. (Alische Heimatschutz.)

unsere republikanische Gesinnung, unser währhaftes, solides Schweizertum, unser — ach, man hat kein rechtes Wort in unserer Sprache für das, was ich meine. Etwas davon steht im Liedli: „Was isch doch au das heimelig“, aber nicht ganz alles, Gottfried Keller meint dieses Etwas auch im Fählein der sieben Aufrechten und hat auch kein zusammenfassendes Wort herausgefunden. Er mußte Gedichte und Geschichten schreiben, um es zu veranschaulichen, und ganz herausgebracht hat er's auch nicht, was es war am Schweizergeist, das ihm so lieb und teuer war — gewiß nichts Sichtbares — es ist einfach ein Wesenzug an unserer Eigenart, den wir mit keinem anderen Land gemeinsam haben. Und diesen kostbaren Schatz müßte der Heimatschutz in erster Linie hüten, nach meiner Auffassung. Da dürften dann auch wir Mädchen und Frauen mithelfen. Wir müßten sogar! Für uns wär's eine stille Arbeit. Jedes an seinem Platz müßte einfach durch sein Leben zeigen, was gute, echte Schweizerart ist. Dem Mann sind sie Lebenskamerad, den Kindern Mutter und Freundin. Aber auch dem Dienstmädchen sind sie Mutter und Beraterin, sie spielen nicht die Herrin, so daß es nie die bittere Pille des Rangunterschieds schlucken muß. Die Mode und die modernen Tänze und all der Kram unserer Zeit ist dieser Frau nicht wichtig. Ihre Kleider sind einfach, gediegen, dem Rahmen der Gegenwart angepaßt. Die Begriffe „hochlegant, hic“ können nicht in ihren Kreis dringen, ebensowenig der Flirt, denn sie ist ja Hüterin der Zucht und Ehrbarkeit. Sie schämt sich, wo frivol geredet wird, aber sie schämt sich nie, zu arbeiten. Sie lehrt auch ihre Kinder die Freude zur Arbeit und die Achtung vor den Arbeitenden. Grad das letztere ist ein Faktor, der mich so wichtig dünkt. Und gerade da geben die Frauen den Ton an.

Täuschen wir uns nicht, wir Frauen sind schuld, wenn das Beste an unseren nationalen Eigenschaften verloren geht. Von uns hängt es ab, was für ein Geist im Hause weht. Ich appelliere an alle Frauen und Maitli in und außer

dem Heimatschutz: Kommt, wir wollen den Mut haben, echte Schweizerinnen zu sein, der Gesinnung nach! Wir wollen die Einfachheit, Treue, Genügsamkeit, den Fleiß, die Ehrbarkeit und „Währhaftigkeit“ unserer Altvorden auch zu unseren Tugenden zu machen suchen. Dann tun auch wir in aller Stille unseren Teil am Heimatschutz.“

Die Lücke.

Das Privatinstitut Riesler will seinen Freunden und Gönnern eine Abendunterhaltung bieten. Raum sind die letzten Teller und Bestecke in großen, grauweißen Körben nach der Küche abgeschoben worden, da beginnt sich schon der Speiseraum in einen Konzertsaal umzuwandeln. Die untern Räume des Instituts sind erfüllt vom Gepolter des Bänketragens, und nur wenn ein belehrendes Kommando-wort dem Durcheinander für einige Augenblicke Halt gebietet, dringen die Weisen der Chorgefangprobe vom Musiksaale durch, und von den Übungszellen tollen einige netzliche Geigentriolen daher. Aber die ersten Gäste treffen schon einen stillen, fertigen Saal an, und allgemach erlischt und erstarbt die ganze obere Reihe der hellerleuchteten Fenster, die Lichtaugen der Musitzellen blitzen ab, und bald hat der untere Saal alles Leben an sich gezogen. Nur ein Böbling ist nicht erschienen, Fritz Waßmann, der tüchtige Tenor. Im dunklen Zeichnungszimmer steht er, scheinbar gleichgültig, an die Fensterbrüstung gelehnt. Hier wird ihn niemand suchen, und der Gesangsdirektor wird vergeblich nach ihm fragen. Aber warum mußte er ihn gleich so barsch und gereizt anfahren, als er in der Stimmpause mit Wenger plauderte? Er, Fritz Waßmann, den man nach dem Urlaub auf ausdrücklichen Wunsch des Gesangslehrers sofort zum Singen abgeholt und dem die Kameraden bezeugt haben, wie sehr man ihn vermisst hat an der vorletzten Probe, er hätte sich das unverwiesen erlauben dürfen. Nun — die empfindliche Lücke wird dann von selbst bezeugen, was Fritz Waßmann gelten soll. Schon ertönt das Eröffnungslied. Hämisch zieht der trockige Zuhörer die Mundwinkel tiefer. Diese pomposen, überlauten Hymne wird glatt gelingen; denn schreien kann schließlich jeder. Das will noch nicht viel heißen. Aber das nächste Lied! Fritz mischt die Zeit ab und überlegt: Drei Gedichte, zwei Orchesterstücklein, und dann — ja dann wird die Zeit seines Triumphes gekommen sein. Ungeduldig blidet er in die Krone der großen Ulme hinunter, die im Lichtschein der Saallampen hellgrün leuchtet. Und grasgrüne Blütentrauben trägt sie — wie armselig! Aber eigentlich — es muß auch Bäume geben, die so bescheiden blühen. Nicht jeder kann ein Ritschbaum oder Apfelbaum sein. — Da mischt sich in Fritzens Trok ein Anflug von Bedauern: Der ratlose Direktor, das arme, schöne Lied! Doch nein, statt eines Dankes wird er nur Vorwürfe über sein Verbleiben einzuhemmen haben. Und was soll er antworten? Nebrigens ist es schon zu spät; das Lied wird angestimmt. Wirklich, sie wagen es! Aber kein Misglück! Fritz muß sich auf das Nachtlied vertrösten. Er setzt sich; denn manches Gedicht, manche Einlage und einige Violin- und Klavierstücke müssen erst noch abgewartet werden. Nun fällt ihm die eigene Recitation, die „Trauer“ von Gottfried Keller ein. Unwillkürlich prüft er eine unsichere Stelle nach:

„... Die Sonne steht am Himmel,
Sie sieht es und sie lacht:
Was geht da für ein Zwerglein
In einer Königstracht?...“

Das wird nun ausfallen müssen. Und plötzlich findet er die Strophe gar nicht mehr so lustig, wie er sie bis heute herzusagen pflegte. Doch still! Schnell hinter den Schrank getreten! Schritte nähern sich dem oberen Korridor. Also doch, denkt Fritz. Aber es ist nur der Hausknecht, der seine Dachstube aufsuchen will.

Nun mag die Luft endlich wieder rein sein, denkt Friß und bezieht nochmals seinen Lauerposten am Fenster. Er horcht auf: Das Nachlied!

„Die Abendglocken rufen
Das weite Tal zur Ruh'...“

Ahnen sie da unten wohl, daß er irgendwo in einer finsternen Ede zu hört? Das Lied tönt so fein und so herausfordernd sicher, daß es Friß scheinen will, eine heimliche Schadenfreude klinge aus dem wohlgelungenen Gesang zu ihm herauf. Und obendrein hört er nun noch sein Kellergedicht — von einem anderen vorgetragen. Das konnte nur der Wenger sein, den er bei der Gedichtauswahl überboten und ausgestochen hatte. Der Tonfall verrät ihm, was Wenger eben spricht:

„... Sie sieht es und sie lacht:
Was geht da für ein Zwerglein...“

Friß Waßmann denkt an keine Lüde mehr. Als würde sich ihm eine fremde, derbe Hand in die Kehle krallen, so ist ihm zumute. Er fühlt sich ausgeschlossen, einsam, und ein anderer erntet, was er sich aus lauter Eigentrotz versagt hat.

Er startt in das erleuchtete Grün der Ulme hinab und horcht weiter. Selbstquälisch verharzt er und will alles hören, bis zum letzten Lied.

Und unten im hellen Saale strahlen die Gesichter. Herzhaft und innig wird gesungen:

„... Schlaft in Ruh!
Gute Nacht und süße Ruh;
Gottes Liebe deckt euch zu!“

Nicht enden wollendes Klatschen. „Wiederholen!
Wiederholen!“

Oben im Schlafsaal birgt sich einer unter den Rand der Bettdecke und schluchzt ins Kissen hinein — so sehr hat ihn die Zwerggestalt seines Königtums erschreckt.

Gottfried H. B.

Aus der politischen Woche.

Poincaré, der Erretter.

Ob er diesen Titel wirklich verdient? Bis zur Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, ist der Erfolg ganz auf seiner Seite. Man muß sich vergegenwärtigen, in welcher Situation Frankreich war, als er die Regierung übernahm, und wie heute, acht Tage später, die Dinge stehen.

In einem ganz unmöglichen Augenblick glaubte Herriot, die Rechte der Demokratie und die Herrschaft des Kartells durch einen Regierungsturz retten zu müssen. Caillaux hatte vom Parlament Handlungsfreiheit zur Durchführung der dringendsten finanziellen Maßnahmen verlangt. Er hatte diese Vollmachten nötig, weil er nach den gemachten Erfahrungen mit dem Parlament nie zu einem guten Ziele gekommen wäre. Die Rechte trieb Obstruktion gegen den Mann, der ihr verhaftet war; die Linke mißtraute ihm, weil er nicht ihr Mann sein wollte, nicht sein konnte (Caillaux lehnte die Vermögensabgabe ab). Die Verwirrung stieg von Stunde zu Stunde, der Franken sank unablässig; ein Gerücht jagte das andere; die öffentliche Meinung beunruhigte sich; Panikstimmung lag in der Luft.

Und ausgerechnet in diesem Momente griff Herriot ein. Er, der Mann, den schon einmal der Widerstand der Finanz gestürzt hatte, der als Freund der Sozialisten dem eigentumsängstlichen Bürgertum verdächtig ist, er wollte den verfahrenen Staatswagen wieder ins rechte Geleise stellen. Ein ganz unmögliches Unterfangen. Die Hochfinanz hatte leichtes Spiel mit ihm. Es war ihr nicht schwer, eine plötzliche Frankenbaisse zu inszenieren, die genügte, dem Publikum die Angst in die Knochen fahren zu lassen. Jedermann sah den Franken unaufhaltbar abwärts gleiten in den Abgrund — für die meisten Leute ist ja die Währung ein Mysterium, dem die Menschen machtlos gegenüberstehen —

und jedermann suchte nun so rasch wie möglich den Franken loszukommen. Die Banken wurden förmlich belagert; ihrer viele mußten zeitweise ihre Türen schließen, um der anstürmenden Menge Meister zu werden. Die Panik war da. Daß Herriot der Schuldige war, lag klar am Tage; denn der katastrophale Frankensturz war mit seinem Auftreten verbunden. Die Menge zog drohend vor das Palais Bourbon, wo die Kammer gerade Herriots Erklärungen anhörte und sich mit ihm um die Grundsätze der Finanzreform herumstritt. „Nieder mit Herriot! Es lebe Poincaré!“ so schrie draußen die 5000köpfige Menge, und drinnen wußten die Abgeordneten, was sie Herriot für eine Antwort geben sollten. Herriot fiel, die Macht ging an Poincaré über. Was die Geldmagnaten erstrebten, war Faktum geworden.

Die Psyche der Zeit ist Poincaré zweifellos günstig gestimmt. Man fühlt, daß er der Vertrauensmann der Geldmächtigen ist und glaubt, daß es ihm gelingen werde, die ständig gebliebene Staatsmaschine wieder in Gang zu setzen. Dieser Glaube wirkt sich sofort aus in der Presse und in der ganzen öffentlichen Meinung. Die „Atmosphäre des Vertrauens“ ist plötzlich da, wie wenn der Wind die Wetterwolke versagt hat und der blaue Himmel wieder über der Landschaft strahlt. Der ganze heute an die Börse gebundene Geldapparat ist eben so mimosenhaft mit der öffentlichen Stimmung verschaltet, daß ein Druck auf den Schaltknopf im Bureau des Großfinanziers genügt, um über ein Land wirtschaftlichen Sturm oder schönes Wetter ziehen zu lassen.

Es erschien dieser Tage eben recht wie eine Beweisführung für die These von der Verknüpftheit von Politik und Hochfinanz das Buch eines schweizerischen Politikers. „Die imperialistische Politik im fernen Osten“ betitelt sich dieses Buch.* Der Verfasser, Herr Nationalrat Ernst Reinhard, Präsident der Schweizer sozialdemokratischen Partei, hat sich die Aufgabe gestellt, die Grundzüge der weltpolitischen Entwicklung im fernen Osten, d. h. in China, Japan, Hinter- und Vorderindien, klarzulegen. Er hat ein weitreichendes Material mit großem Fleiß und mit nicht alltäglichem Geschick verarbeitet, und zwar so verarbeitet, daß der Zusammenhang zwischen den Expansionsaktionen der finanziellen Machtgruppen in den imperialistischen Ländern Europas, Amerikas und Asiens und den wichtigsten politischen Ereignissen der Neuzeit klar zu Tage tritt. Es ist zu erwarten, daß dieses Buch in politischen Kreisen des In- und Auslandes starke Beachtung finden wird, weil es wirklich überzeugend und zugleich leicht lesbar die großen weltpolitischen Linien zieht und dabei Erkenntnisse pflanzt, die verdienten, daß sie Gemeingut der gebildeten Welt würden. Gewiß, es kann den Völkern aller Länder nicht eindrücklich genug vor Augen gestellt werden, wie sehr sie das Werkzeug in der Hand einiger Geldkönige sind und von diesen zu eigenmächtigen Erwerbsaktionen missbraucht werden. Die meisten Kriege sind großzügige Unternehmungen von Finanzgruppen, die nichts weniger als das Wohl der Völker im Auge haben. Reinhard geht die Gedankengänge der marxistischen Schule; in der Methode und im Stil vielleicht glücklicher als viele seiner Gesinnungsfreunde. Noch vermissen wir bei ihm aber die klare Erkenntnis der Mächte, deren Spiel er zu ergründen sucht. Er steht noch in der Fangenheit der sozialistischen Doktrin, wenn er die Begriffe Kapitalismus und Kapital anwendet. Es fehlt noch etwas mit von dem falschen ethischen Pathos des sozialistischen Redners, das immer Schlechtigkeit und Bosheit glaubt strafen zu müssen. Er hat gewiß unsere Zustimmung, wenn er das an China verübte Unrecht — der chinesischen Frage ist der Hauptteil des Buches gewidmet — geißelt und die europäische Offenlichkeit zum Widerstande gegen die imperialistischen Absichten der Großmächte aufruft, indem er die Rache des erstaunten und emanzipierten künftigen Chinas vor uns her-

* Verlag Ernst Bircher A.-G., Bern und Leipzig, 234 Seiten Octav mit neun Kartenstücken.